Geschichte der Medizin.

Die ersten deutschen Schriftwerke in der Chirurgie.

Von Dr. Karl Kassel in Posen.

Ein Spaziergang durch die Jahrtausende ärztlicher Kunst fesselt an vielen Stellen den Blick des Beschauers. Es wird da nicht leicht, sich zur Weiterwanderung zu entschließen. Die Kriegszeit brachte mir die Aufgabe, die Kriegschirurgie des Halses bis zu ihren Anfängen zu verfolgen. Und jenes Halt gebot sich, als ich mit den ersten deutschen Werken deutscher Meister mich befassen mußte. Die Innere Medizin war in den Händen der Geistlichkeit schon lange in guter Hut. Die Chirurgie dagegen mußte sich noch bis in die zweite Hälfte des zweiten Jahrtausends mit der Rolle des Stiefkinds abfinden. Den Hütern der Krankenpflege, soweit sie dem geistlichen Stande angehörten, war die chirurgische Tätigkeit durch Konzilsbeschlüsse verboten. Daher wurde sie ausschließlich von Laien, und zwar vorwiegend von Marktschreibern und Henkern, ausgeübt. Die Chirurgen bildeten eine unehrliche Zunft. Erst Karl V. und nach ihm Rudolf (1572) sprachen ihre Ehrlichkeit aus. Die älteste Urkunde der Posener Innung vom Jahre 1517 sagt: So auch eyn meister wehr, der eynem berüchtigten gesellen haltenn wolde, der dem Hantwerg nicht gutt genug wehr unnd dyeweyle der selbige gesell bey Im ist soll er seyn Beckenn nicht außhängenn. — Das ist der Kampf der deutschen Baderzunft für ihre Reinheit. Gleichzeitig aber sind wir allenthalben mitten in Gärungen, die auf eine Ausdehnung der Zunftrechte in der Richtung der Inneren Medizin abzielen.

In dieser Zeit erscheinen die ersten deutschen wundärztlichen Werke. Sie sind nicht als gelehrte Schriften im Sinne zeitgenössischer italienischer und französischer Wissenschaft zu bezeichnen. Aber sie verdienen das Urteil, daß sie vernünftig sind und von sachlichem Verständnis zeugen. Das früheste war Heinrich von Pfolspéundts „Buch der Bündth-Ertzney“ (1460). Nachdem er den ersten chirurgischen Unterricht in der Barbierstube erhalten und viel „in deutschen und welschen Landen“ von Meister zu Meister gewandert, zog er als Bruder des Deutschen Ordens in den Krieg gegen Polen. „... ich hab dy (Kunst) tzsammen bracht vnd geholt auss deutschen vnd welschen landen, von den allerhochsten vnd besten meystern dy auff dy tzeyt yn denn landenn lebten. Mit solcher Kunst ich denn jn lande tzw Preussen, jn dem grossen Kreigk zwischenn dem deutschen orden vnd dem Könige von Polen auff die tzyt waß ... da mit hab ich mer dan III- oder IIIIthausenth menschen geheylt.“ Es ist anzunehmen, daß Pfolspéundt unter dem Einfluß der Lutherischen Bewegung stand. Die erste aus dem Jahre 1519 stammende Handschrift (von Hentze) trägt wenigstens Randnotizen über diese und zeigt, daß Hentze auf ihrer Seite stand. Das Buch behandelt nicht nur die üblichen Dinge der Barbierstätigkeit, Schröpfen, Aderlaß und die übrige kleine Chirurgie der täglichen Praxis, sondern es gibt der Kriegschirurgie der Wundärzte einen weiten Raum und beschäftigt sich aus dem Gebiete der „Schneideärzte“ auch mit der Rhinoplastik und der Operation der Hasenscharte. Es enthält zudem Vorschriften zur Behandlung von Seuchen und inneren Krankheiten, eine revolutionäre Erscheinung wundärztlicher Kompetenzerweiterung gegenüber den Rechten der studierten Mediziner. Doch auch für die innere Hebung des Standes tritt er ein. Er verlangt von dem Chirurgen Nüchternheit, Frömmigkeit und Reinheit. Vor der Behandlung höre er die Messe. Wofern das aber in der Not nicht möglich ist, so soll er doch vnseren liben Hern V. wunden tzwölß betten V pater noster. V. ave maria vnd eyn glawben, damit Gott ihm Kraft und Verstand gebe, den Kranken zu heilen. Vnd bessunder huthe er sich, daß er der sselbyge nacht zewiffell ader erbess gessen het, adder bey eyner vnreynen wyben geschlafen, das er des morgens keynenn ynn dy wunden addem (d. h. daß er durch seinen verunreinigten Atem nicht die Wunde infiziere!). Reicht sein Wissen für den Fall nicht aus, so soll er „williglich“ andere erfahrene Meister befragen. Hierüber enthält das Zunftgesetz bestimmte Vorschriften. Nicht unerwähnt bleibe, daß Pfolspéundt betäubende Einatmungen für Schmerzlosigkeit bei Operationen sowie als Mittel gegen quälende Schlaflosigkeit beschreibt. In der Kriegschirurgie spricht er fast ausschließlich von Wunden, die von Pfeil und Lanze herrühren, während er die Feuerwaffe nur an einer einzigen Stelle, und zwar ganz nebensächlich, erwähnt. Er beschreibt eine Zange: mith dem hebstu die kleine gelödt oder Kugel hinaus, die vonn buchsenn hinein geschossenn sein vnnnd auch was sunst in den wunden ist. — Die ersten Nachrichten über Feuerwaffen stammen aus dem 13. Jahrhundert. Dies aber ist die erste Stelle, die Wunden betrifft, die mit ihnen geschossen sind!

Erst ein halbes Jahrhundert später erschien ein deutsches Werk, das sich eingehend mit den Schußwunden durch Feuergewehre beschäftigt. Es ist „Das buch der wund Artzeney“ des Hieronymus

Brunschwig aus Straßburg. Auch in ihm spiegelt sich die belebende Wirkung des Freiheitskampfes des deutschen Geistes wieder. War es doch nicht zuletzt der Größe dieser Zeit zu verdanken, daß die Straßburger Chirurgen schon längst die Ehrlichkeit ihres Standes erlangt hatten. Der Magistrat schützte sie, erweiterte ihre Befugnisse, sorgte dabei für ein besseres Verhältnis zu den Akademikern. Die freie Luft regte zu freier Arbeit an, die ihrerseits die Umwälzung der noch so jungen Kriegschirurgie einleitete. Herrschte doch unter dem Eindruck der verheerenden Wirkung der Nahwunden mit unförmigen Geschossen (Stein, dann erst Metallkugeln) die Ansicht, daß es sich um vergiftete Brandwunden handelte. Diese wiederum hatte verhängnisvolle Folgen für die Wege der Therapie. Mechanische Reinigung des Wundkanals sollte Eiterung und dadurch dann Heilung herbeiführen. ... so nim ein hören (Haar-) seil vnd stoß das durch den schuß, vnd zühe es hin und her vf all ort so machstu daz puluer uß der wunden. Gelingt es nicht, die Eiterung herbeizuführen, so gieße man heißes Oel oder Milch in die Wunde. Die Kugel muß mit Hilfe von Zangen und durch Erweiterung der Wunde entfernt werden.

Aber recht schnell sollte wiederum deutscher Geist den Bahnen, in denen sich die Kriegschirurgie bewegte, eine gesündere Richtung geben. Das „Feldbuch der Wundartzeney“ des aus Kattern in Schlesien stammenden Hans von Gersdorff, genannt Schielhans (1517), der in Straßburg Chirurg war, stellt sich auf eine viel höhere wissenschaftliche Warte als seine Vorgänger. Die Pfeilwunden spielen noch immer eine größere Rolle als die Kugelwunden. Auf dem Titelbilde sehen wir im Vordergrund einen Wundarzt mit dem Ausziehen eines Pfeiles aus der Brust beschäftigt. Im Hintergrunde tobt die Schlacht. Männer mit Picken gehen aufeinander los. In der Kampflinie der einen Partei stehen drei Büchsenträger und eine Kanone. — Von einer Giftwirkung des Pulvers schreibt Gersdorff nichts. Dementsprechend vereinfacht er die Behandlung der Wunden: Du solt auch ein meysel in das loch stossen, das es nit zufall, so leschts das puluer und den brannt on zwyfel. Auch stillt diese Behandlung und das Eingießen von Oel in die Wunde den Schmerz. Nur oberflächlich steckende Geschosse werden mit Zange und Schere entfernt. Betäubungsmittel lehnt er ab: Es würt gar vil gesagt vnd oft gemeldt, wie man tränck ingebe die do schlaffen machen diszen die man schneiden soll, loß ich sein, ich hab es aber nie keim gethan, oder gesehen ingeben, vnd hab doch ein' hundred glyd oder zwey abgeschnitten. Auch wendet er sich gegen die Verabreichung von Opium allein zur Betäubung ohne Zusatz: Do hüt dich vor. Dann sye werdent gern schöllig vnd vnsinnig dorum.

Der bisherige Heilschatz auch der deutschen Chirurgie bestand in Nähen der Wunden, Blutstillung durch Medikamente und Glüheisen, Einführen von Lumpen (Meißel), Erweiterung zum Zwecke der Entfernung der Geschosse, Salben, Verbänden usw. Da ertönt es plötzlich: fort mit den „alten Leyren vnnnd Tantz“. Zurück zur Natur. „Ist doch nichts älteres als eben die Natur!“ Weg mit „solch Lumpenwerk.“ „Halte ihn (den Verwundeten) wie eine Kindbetterin.“ Keine Instrumente, Haarseile und Lumpen gehören in die Wunde usw. Felix Würtz († 1576) aus Zürich war dieser gewaltige Reformator, dessen Werk wie eine Erlösung wirkt. Auch er hatte seine Lehrzeit bei einem Barbier zugebracht, hatte dann in Bamberg, Pforzheim, Nürnberg, Padua und Rom bei verschiedenen Wundärzten sein Wissen erweitert. Ueber die Berufsausbildung sagt er: Das ja die Wundartzeney nicht ohne große Mühe und Arbeit erlernt werde. Dann sie läßt sich mit nichten, wie ihrer viel vermeinen, daheimen auff dem Küssen oder mit Lesen der Bücher, so davon geschriebe, ergreifen. Lange Zeit und ersthafte übung wird darzu auch erfordert, so man in dieser Kunst etwas rechtschaffenens auszurichten begehret. Welches man ohne Wanderschaften und Reysen hin und wieder nicht kan zuwege bringen. ... „Es ist hie nicht genug, daß man viel Worte treiben und sagen könne, dieser sagts, jener sagts auch. Dann so man auch dieselben fragen solte oder könnte, würden sie auch eben diß sagen, und hiemit den ersten anfang etwan auf eine Nonne im Kloster oder sonst auf ein alt Weib bringen.“ Neues Leben soll in der Chirurgie blühen, fort mit der Anbetung alter Autoritäten. „Hiemit bleibt man bey den alten Leyren und lernet weitres nichts, als auf einer Seiten geggen. Ja es kommet dahin, daß man vermeint, das ältere sey allzeit das bessere: und hiermit offtmalen das bessere verwirft, und das bössere, dieweil es länger geübt und gebraucht worden, behält. Böß bleibt allzeit böß, und wird nimmermehr gut: ob es schon tausend und mehr Jahr were gebraucht worden: Ja es wird allzeit ärger.“ — Wie köstlich ist nicht die Sprache, mit der er sich gegen die scharfen Mittel und gegen die Schneidewut wendet! „Ihr meynet vielleicht, der Kranke sey nicht gepeyniget noch gemartert genug, ihr thut ihm dann noch über alles auch diese Pein und Marter an. Ihr beredt euch selber, euer Patient sey nicht schwach genug von der Wunden, darumb müst ihr mit euren scharfen Stücken vollends ein Marterbild aus ihm machen!“ — Und an anderer Stelle schreibt Würtz: „O der schrecklichen Kunst, dadurch mancher ... zu einem armen Menschen worden, der sonst

wol hätte können erhalten werden. Wie wenig halten solche Gesellen auf die Natur, und wie gering schätzen sie die Hülff, so in ihr selber thut nicht allein in diesen, sondern auch in andern Dingen.“

Würtzens Schrift verursachte einen heftigen literarischen Ausfall des Fabricius Hildanus (1560—1636) gegen ihn. Siehe dessen Wund-Artzung, deutsche Uebersetzung durch Friederich Greiffen. Frankfurt a. M. 1652. S. 1312. „Daß Würtzen wüste vnverschämpte Meinung vom Brennen.“ . . . „Felix Würtz hält die Wundärtzt von der Anatomi ab.“

Nach seinen Wanderfahrten hatte Würtz sich in seiner Vaterstadt als Chirurg niedergelassen. Hier hatten seine Zunftgenossen nicht ohne Erfolg Ansätze gemacht, ihr Arbeitsgebiet auf Kosten der akademisch gebildeten Mediziner zu erweitern. Dem widersetzte sich der Rat der Stadt. Aber Würtz beschwerte sich, er würde durch das magistratliche Verbot innerer Kuren in seiner Kunst behindert. Er konnte aber nur für seine Person eine Rechtserweiterung erlangen. Nach wenigen Jahren wanderte er nach Straßburg aus. Und welches Bild fand er hier vor! Es wird berichtet, daß an Markttagen Männer und Frauen in die Stadt kamen, um beim Bader geschröpft und zur Ader gelassen zu werden. Dieser, halbnackt und barfuß, watete bis an die Knöchel im Blute. Dann ging's ins Wirtshaus. — Es gehörte Mut dazu, dem Unfug des Blutentziehens, dem wir auch in der Wundbehandlung begegnen, entgegenzutreten. „ . . . Das ist war, wann das Blut erzürnt, und in solchem seinem Zorn einen ungestümen Lauf gewinnet, so kan man mit dem Aderlassen solchen seinen zornigen Lauff etlicher massen stillen und wenden. Aber ausserhalb dem Zorn wüßte ich nicht, wozu solch Aderlassen anders nutz were, als den Kranken desto eher auf den Kirchhoff zu fördern.“

Diese Zunftchirurgen waren die ersten Schöpfer deutscher Kriegschirurgie. Sie übten ihre Kunst auch im Heere aus, standen aber mit unbeugsamem Stolze abseits von den eigentlichen Militärchirurgen, den Feldscherern, mit denen sie jede Berufsgemeinschaft ablehnten. Bei jenen Meistern, die sich würdig in das Geschichtsbild deutscher Geistesreformation fügen, setzt die Entwicklung des deutschen Militär-sanitätswesens ein. Noch ein Hinweis soll diese Skizze schließen: Würtz gehörte in späteren Jahren zu dem Freundeskreise des größten von allen, des deutschen Hippokrates, des Philippus Theophrastus Bombastus Aureolus Paracelsus von Hohenheim, dessen Geist ihn auf seinem Lebenswege lenkte. So finde ein Wort dieses bedeutendsten Reformators ärztlichen Wissens hier seine Statt: „Denn der Arzt, der da heylet, ist die Natur, jede Wunde heylet von selbst, so sie nur sauber und rein erhalten wird.“